

# MITTEILUNGEN

DES VEREINS FÜR DIE GESCHICHTE BERLINS  
GEGRÜNDET 1865

77. Jahrgang

Heft 4

Oktober 1981



Abb. 1: Zustand von Turm und Stadtmauerrest am Hohen Steinweg im September 1981, Blick von Norden über den alten Stadtgraben (Aufnahme Th. Biller).

# Die mittelalterlichen Stadtbefestigungen von Spandau

Von Thomas Biller

## Sanierung und Geschichtsbewußtsein

Berlin ist in den letzten Jahren zum international bekannten Beispiel für die bei Sanierungen großen Umfanges auftretenden Konflikte geworden. Dem Interesse insbesondere der einkommensschwachen Bevölkerungsschichten an bezahlbaren, aber nicht vernachlässigten Wohnungen einerseits steht das Investitionsinteresse der Wirtschaft, in nicht seltenen Fällen eine schärfstens abzulehnende Spekulation im Stile des 19. Jahrhunderts gegenüber. Beide Seiten beklagen sich zu Recht über eine staatliche Bürokratie, in deren Filz wichtige Entscheidungen in oft unerträglicher Weise verzögert werden. Die Lösungsversuche reichen von positiven Ansätzen wie der Übernahme von Patenschaften bis zu brechstangenbewaffneten Schlägertrupps, die auf der Basis eines mißverstandenen Eigentumsbegriffes bewohnbare und bewohnte Räume zu solchen reduzieren, für die eine Sanierung erst notwendig ist. Dies alles ist sattsam bekannt und von zentraler gesellschaftlicher Bedeutung.

Wo es um so Grundlegendes geht, da gerät anderes in die Gefahr, übersehen zu werden – nicht weil es ohne Bedeutung wäre, sondern weil es sich um langsamere, weniger sichtbar ablaufende Prozesse handelt, die zu erspüren und in ihrer Gefährlichkeit zu erkennen gesteigerte Sensibilität erfordert. Die Industrialisierung hat dem Menschen bis dahin unvorstellbare Mittel in die Hand gegeben, die Welt im Sinne seiner wichtigsten Bedürfnisse zu verändern, und diese Mittel werden seit einem Jahrhundert nach Kräften genutzt. Unsere Umwelt verändert sich mit atemberaubender Geschwindigkeit, die uns nur deshalb unbewußt bleibt, weil wir die langsamere Schrittlart der Jahrtausende davor nicht mehr selbst erlebt haben. In diesen Veränderungen droht das Gefühl für jenen Gesamtablauf, in dem wir stehen und der die Gegenwart bestimmt wie er die Zukunft bestimmen wird, unbemerkt verlorenzugehen: „Wir sind heute dabei, den Sinn für historische Kontinuität einzubüßen, das Gefühl, einer Abfolge von Generationen anzugehören, die aus der Vergangenheit herkommt und in die Zukunft hineinreicht. Es ist dieses Schwinden des Sinns für das Geschichtliche, vor allem der Verfall jeder ernsthaften Sorge um die Nachwelt, was die spirituelle Krise der siebziger Jahre auszeichnet.“<sup>1</sup>

Was auch immer der konkrete Wirkungsmechanismus dieser sozialen und psychologischen Veränderung sein mag – die Symptome sind in unserer (gebauten und ungebauten) Umwelt nur allzu sichtbar, vorausgesetzt, man zieht Problemkenntnis und Auseinandersetzung der Verdrängung vor. Wo man hinsieht, wird erneuert, geglättet, eingeebnet, nivelliert, an „standards“ angepaßt. Es entsteht eine technisch scheinbar perfekte, frisch betonierte und dispersionsgestrichene Welt, in der alles gleich ist, in der man keine Unterschiede und Nuancen erkennt, in der niemand mehr fühlen kann, daß die Welt, in der wir leben, aus Millionen konkreter Auseinandersetzungen langsam, oft organisch, aber auch mit tiefen Einbrüchen entstanden ist. Wenn jedoch alles gleich ist, alles eben erst entstanden, und zwar konfliktfrei, ruhig, „ordentlich“, „sauber“ und daher tödlich langweilig – was braucht es da ein Engagement für das Heute und das Morgen? Genauer: da ist ein Engagement weder nötig noch überhaupt möglich, denn Alternativen und die Chance zur Auseinandersetzung gibt es ja scheinbar gar nicht. Wo „Geschichte“ nivelliert und unsichtbar gemacht wird, da wird die Gegenwart für unbeeinflussbar und die Zukunft für gleichgültig erklärt!

„Sanierung“ als ein Prozeß, der gebaute Umwelt in größtem Umfang verändert, beinhaltet diese Gefahr der Nivellierung und damit der alltäglich ins Unbewußte sickernden Geschichtslosigkeit.

keit in höchstem Maße. Es genügt daher nicht, sich mit Lippenbekenntnissen zur Erhaltung einer in 800 Jahren gewachsenen Altstadt „als kulturhistorische Stätte“<sup>2</sup> zu bescheiden. Wenn dies nicht ergänzt wird durch ein alltägliches, detailliertes Engagement bei der „Spurensicherung“ und bei der Erläuterung dieser Spuren für den notwendigerweise wenig informierten Laien, dann bleiben solche Sätze Papier, während die Einebnung sichtbarer Geschichte ungehindert voranschreitet und die bauliche Umwelt sich dem Zustand langweiliger Einförmigkeit nähert.

### Der Turm am „Hohen Steinweg“

Anlaß dieser Zeilen ist ein konkreter Konfliktfall: Der einzige noch weitgehend erhaltene, 650 Jahre alte Turm der Spandauer Stadtmauer ist im Rahmen der Sanierung der Altstadt durch den Abbruch einer angelehnten Bebauung des 19. Jahrhunderts zum erstenmal völlig sichtbar geworden. War der Turm bis dahin zwar dem Fachmann erkennbar und auch aus alten Plänen bekannt, so wurde jetzt zum erstenmal seit etwa 300 Jahren seine Außenseite sichtbar und damit eine Reihe überraschender Details, die gegen die Erwartung eine weitgehende wissenschaftlich gesicherte Rekonstruktion des Turmes möglich machten (Abb. 1, Titel). Die Bedeutung des innerhalb der Altstadt ältesten, in West- und Ost-Berlin einmaligen und daher längst geschützten Baudenkmals veranlaßte den Landeskonservator auf der Grundlage dieser neuen Erkenntnisse, nicht nur die Erhaltung, sondern auch die seine Funktion erst verdeutlichende Ergänzung und Freistellung des Turmes zu fordern<sup>3</sup>. Obwohl seine Forderung von verschiedener, fachlich wie politisch kompetenter Seite nachdrücklich unterstützt wird, verfolgt das Bezirksamt bis heute (7. September 1981) entgegengesetzte Absichten.

Die bis vor wenigen Wochen außen an die Stadtmauer und den Turm gelehnten Bauten des 19. Jahrhunderts<sup>4</sup> sollen nämlich „erhalten“ werden, um nicht nur Wohnungen in ihnen unterzubringen, sondern insbesondere auch, um das „Milieu“ des benachbarten Kolk zu erhalten. Da es völlig unmöglich ist, ein restlos abgeräumtes Gebäude zu „erhalten“, soll an seine Stelle ein Neubau treten, der in seiner äußeren Form oberflächlich die zerstörten Bauten der alten Feuerwache nachempfendet (Abb. 2) – und zwar nicht deren ursprünglichen, 1846 bzw. 1867 geschaffenen Zustand (Abb. 3), sondern den vorgefundenen Nachkriegs- bzw. Umbauzustand. Da ein solches Konzept, ebenso wie der früheren Zusagen völlig widersprechende Abriß der Bauten ohne den geringsten Versuch der wissenschaftlichen Erfassung oder Konservierung erhaltbarer Teile, mit „Denkmalpflege“ in jedem denkbaren Sinne gewiß nichts mehr zu tun hat, kann als ernstzunehmender Teil der Argumentation nur noch die Funktion der neu geplanten Bauten gelten. Daß die Bevölkerung keineswegs völlig unflexibel an dem bisher vorhandenen „Milieu“ hängt, sondern bereit ist, einen neuen Zustand zu akzeptieren, wenn dieser begründet und in sich schlüssig ist, das kann nicht nur ganz allgemein vorausgesetzt werden, sondern ist im vorliegenden Falle auch durch Leserbriefe und direkte Äußerungen bei einer historischen Stadtführung<sup>5</sup> sehr greifbar; das Unverständnis richtet sich eher auf die Frage, warum etwas Zerstörtes teuer kopiert werden soll, anstatt etwas sinnvoll Neues zu schaffen. Die Entstehung von sieben neuen Wohnungen in den nachempfundenen Bauten bleibt als letztes Argument von echtem Gewicht. Hier ist allerdings auf erhebliche technische Nachteile – fast völlige Nordbelichtung – und sinnlose Ausgaben – Verteuerung durch Fachwerk- und Stucknachahmung – hinzuweisen, ferner auf das hinreichende Vorhandensein von Bauflächen in der Altstadt, großenteils in Bereichen, die eine städtebauliche Neuordnung geradezu fordern und wo keine historische Bausubstanz „im Wege steht“.

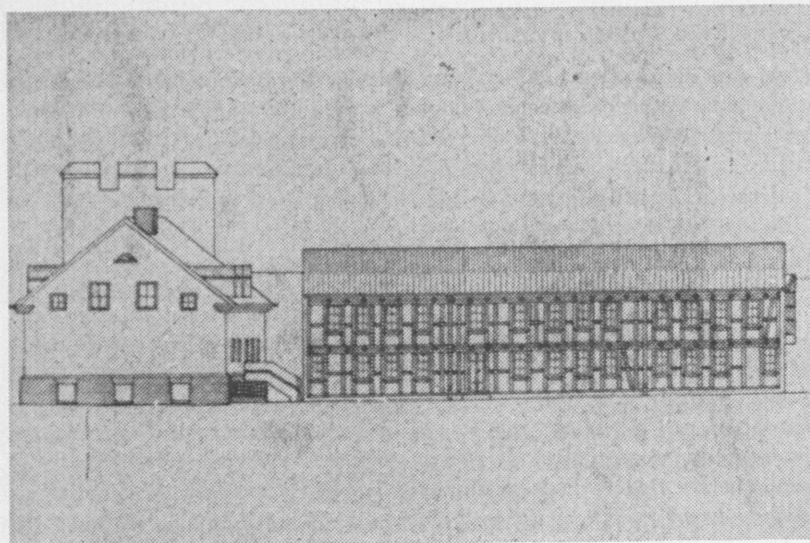


Abb. 2: Die „Kompromißlösung“ des Bezirksamtes mit dem wiederhergestellten Turm einerseits, der nachempfundenen Bebauung des 19. Jh.s andererseits (nach dem Spandauer Volksblatt vom 20. August 1981).



Abb. 3: Schleusenmeisterhaus (1846) und Fachwerkseitenflügel an der Stadtmauer (1867) im Zustand von 1911. Die Fassadengliederung des Schleusenmeisterhauses (links) ist wesentlich vollständiger erhalten als beim Abbruch 1981 und in der z. Z. bestehenden Planung (Archiv A. Kalesse, Spandau).



Im folgenden werde ich versuchen, nicht nur die Spandauer Stadtmauer in ihrer längst zerstörten Gesamtheit darzustellen, sondern insbesondere die Aussagekraft dieses Bauwerks für die Stadtgeschichte allgemein und für die Geschichte Spandaus im besonderen verständlich zu machen, um damit zu verdeutlichen, daß die Rekonstruktion und Freistellung des Turms am „Hohen Steinweg“ nicht Produkt eines oberflächlichen Nostalgiedenkens, sondern Ausdruck eines Engagements für die bewußtseinsschaffende Kraft historischer Bausubstanz wäre.

## Entstehung der mittelalterlichen Stadt im Gebiet der Mark Brandenburg

Die Stadt des Industriezeitalters, die das gesellschaftliche Gesamtsystem ökonomisch, sozial, politisch und kulturell eindeutig beherrscht, ist uns längst zur Selbstverständlichkeit geworden. Sie ist dennoch in dieser Ausprägung ein sehr junges Phänomen, denn bis zur Industrialisierung, die in Preußen spät, aber dynamisch im mittleren 19. Jahrhundert einsetzte, beherrschte ein völlig andersartiger Typ der Stadt den gesamten europäischen Raum – ein Stadtyp, der im Mittelalter entstand, aber durch die langsame Entwicklung des wirtschaftlichen Systems bis ins 19. Jahrhundert in den meisten wesentlichen Punkten unverändert geblieben war. Erst die Industrialisierung hat weitaus die meisten dieser Städte so durchgreifend verändert – in vielen Fällen darf man auch das Wort „zerstört“ wählen –, daß ihre alte Form und Funktion unkenntlich wurde. Dies gilt auch für Spandau in hohem Maße<sup>6</sup>.

Daß diese andersartigen Organismen der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Städte überhaupt bis heute ihren Platz im allgemeinen Bewußtsein behaupten konnten, verdanken wir wenigen erhaltenen Beispielen, die die Industrialisierung aus verschiedenen Gründen „verpaßt“ haben und im allgemeinen zu Tourismusmagneten wurden, wie etwa Rothenburg ob der Tauber. Daß die meisten Städte früher ähnliche Erscheinungsformen aufwiesen, können jedoch die Stadtansichten vom 16. bis 19. Jahrhundert belegen, die wegen ihrer ästhetischen Werte und ihrer Anschaulichkeit bis heute weite Verbreitung gefunden haben<sup>7</sup> (Abb. 4). Sie bieten ein immer wieder ähnliches Bild: Eine große Zahl ähnlich dargestellter Häuser wird von den Kirchen und dem Rathaus bzw. weiteren „öffentlichen“ Bauten überragt. Auch eine Burg oder Festung gehört in vielen Fällen zur Stadtanlage. Optisch bestimmend war jedoch neben den Kirchtürmen die Stadtbefestigung. Der Mauerzug, von Türmen und Toren akzentuiert, grenzte die Stadt mit einer im Industriezeitalter unvorstellbaren Klarheit gegen das Land hin ab. Für jeden Stadtbesucher bildeten die Tore nicht nur eine Kontroll- bzw. Zollstelle, sondern vor allem im späteren Mittelalter auch den Ort, an dem sich die Stadt als „freies“, mehr oder minder reiches und selbstbewußtes Gemeinwesen darstellte. Die Verteidigungsfunktion, die eigentlicher Zweck und Ursprung dieser baulichen Anlage war, wurde durch diese weiteren, wirtschaftlichen und optischen bzw. psychologischen Funktionen der Stadtmauer zumindest ergänzt und relativiert. So wie sich in den Industrieanlagen, den Hochhäusern der Konzerne, Banken und öffentlichen Verwaltungen, den gleichförmigen Wohnsiedlungen und überdimensionierten Verkehrsadern das Funktionieren unseres heutigen Gesellschaftssystems unverkennbar widerspiegelt, so war auch diese Architektur der mittelalterlichen Stadt Ausdruck ihres inneren Funktionierens. Um die Architektur verstehen zu können, müssen wir daher die gesellschaftliche Struktur der mittelalterlichen Stadt darstellen, die sich wiederum aus ihrer Entwicklungsgeschichte ergibt.

Die Entstehung der Stadt ist direkt von der Entwicklung der arbeitsteiligen Produktion abhängig. Solange die Bauern ihren alltäglichen Bedarf – Nahrungsmittel, Werkzeuge, Kleider, Häuser usw. – selbst produzierten und höchstens so viel übrig behielten, daß sie einzelne



Abb. 4: Königsberg in der Neumark (heute Chojna, Polen) in der Darstellung von Merian (1652) als Beispiel des Erscheinungsbildes einer mittelalterlichen Stadt.

Spezialisten wie den Geistlichen als „Spezialisten für Seelsorge“ oder Krieger als „Spezialisten für Verteidigung“ mitversorgen konnten, so lange brauchte man keine Städte. Denn Städte sind an entscheidender Stelle Märkte, also Orte, an denen jene Produkte verkauft wurden, die man nicht unmittelbar selbst oder für Abgaben an Adel und Kirche brauchte. Um den Markt herum siedelten sich nicht nur Kaufleute an, die die Waren kauften und zu anderen Märkten transportierten, wo sie sie mit höheren Gewinnen verkaufen konnten, sondern auch spezialisierte Handwerker, die von vornherein für den Verkauf, nicht für den Eigenbedarf produzierten. Diese Entwicklung, die sich im mittleren und westlichen Europa von der Karolingerzeit bis zum Hochmittelalter sehr langsam und an verschiedenen Orten ungleichzeitig vollzog, je nach den wirtschaftlichen Potenzen der Region, ist im Bereich der Mark Brandenburg zwar spät – im 12. Jahrhundert –, aber dafür geradezu modellhaft nachzuvollziehen<sup>8</sup>. Denn die Kolonisation des bis dahin slawisch besiedelten Landes durch die Deutschen wendete die zuvor entwickelten wirtschaftlichen Erschließungsmethoden systematisch an, wodurch ein gewisser Sprung in der wirtschaftlichen, sozialen und politischen Entwicklung des Landes verursacht wurde. Die Slawen besaßen im 12. Jahrhundert zwar bereits „Städte“, d. h. befestigte Siedlungen, in denen spezialisierte Handwerker produzierten und die stets den Burgen ihres Adels zugeordnet waren (z. B. der Spandauer „Burgwall“), aber längst nicht von gleicher Dichte und Produktivität wie im deutschen Raum. Den ersten Schritt zur Fortentwicklung dieses Systems leiteten deutsche Kaufleute ein, die entlang von Handelsstraßen in slawisches Gebiet vordrangen und sich z. T. in Kaufleutesiedlungen niederließen (z. B. im Bereich der Spandauer Altstadt um die Nikolaikirche). Als die militärische Unterwerfung durch den deutschen Adel abgeschlossen und dieser auch politisch als Besitzer des Landes legitimiert war – die Belehnung Albrechts v. Askanien mit der Mark Brandenburg 1157 – förderten einige Angehörige des Hochadels diesen ersten Erschließungsschritt bewußt. Zum Beispiel legte der Erzbischof Wichmann von Magdeburg systematisch Marktsiedlungen auf seinem Territorium östlich der Elbe (z. B. in Jüterbog und Groß-Wusterwitz bei Brandenburg) an und verlieh den Kaufleuten, die sich dort niederließen, eine Zahl von Privilegien, die ihren Handel förderten („ius fori“ = Marktrecht), und zwar nach dem Modell, das sich für die Kaufleute in seinem Bischofssitz Magdeburg schon bewährt hatte.

Diese Rechte der Kaufleute, die ihrem Handel förderlich waren und zugleich den Interessen des adeligen Grundeigentümers, der davon Abgaben erhielt, fanden daher weite Verbreitung und wurden zur Grundlage des Siedlungstypus „Stadt“. Denn die langsame Erweiterung dieser Rechte umfaßte bald auch gewisse Möglichkeiten der Selbstverwaltung des Markortes, und als Endergebnis entstand das, was gemeinhin als die „Ratsverfassung“ der mittelalterlichen Stadt bezeichnet wird; d. h., die Stadt wurde von einem aus den führenden Schichten, vor allem der Kaufmannschaft, gewählten Gremium, eben dem „Rat“, regiert, dessen Rechte sich nicht nur auf die Regelung des Marktgeschehens bezogen, sondern auch schon weitere, ursprünglich herrschaftliche Befugnisse umfaßten, wie etwa das Recht, Gericht zu halten, Grundeigentum in der Stadt und in ihrer Umgebung zu haben, und vor allem auch das Recht, die Stadt zu befestigen. Der Grundherr war zwar anfangs noch häufig durch einen „Vogt“ in der Stadt vertreten, der die Abgaben zu sammeln und die Rechte des Stadtherrn zu sichern hatte, aber die Selbständigkeit der Stadt, die auf ihrem wirtschaftlichen Funktionieren beruhte, führte recht bald zu einem entwickelten Selbstbewußtsein und daher in vielen Fällen zu Konflikten mit dem Stadtherrn. Die Abgaben konnten zwar im allgemeinen nur reduziert, nicht abgeschafft werden, aber die direkte Anwesenheit des Stadtherrn in der Stadt wurde gerade von den reichsten Städten oft drastisch verhindert. In Extremfällen wie etwa dem von Straßburg, das in einer früh und umfassend entwickelten Region liegt, wurde der bischöfliche Stadtherr mit militärischen Mitteln vertrieben (1262), und die Stadt war im Spätmittelalter praktisch abgabefrei<sup>9</sup>. Das war zwar eine Ausnahme, die meisten der vielen kleineren Städte in der Mark Brandenburg blieben bis in die Neuzeit recht direkt von ihrer Herrschaft abhängig, aber etwa der Fall von Berlin, das sich in den 1440er Jahren z. T. gewaltsam gegen die Errichtung einer Burg des hohenzollerischen Markgrafen zu wehren suchte, verdeutlicht, daß die Tendenz hier die gleiche gewesen ist, jedenfalls bei den größeren und reicheren Städten<sup>10</sup>.

## Funktionen und Entwicklung der Stadtbefestigungen in der Mark Brandenburg

Das Bild einer märkischen mittelalterlichen Stadt, d. h. ihre Anlagen und ihre Architektur, spiegelt diese Funktionen und das „bürgerliche“ Selbstbewußtsein, insbesondere des herrschenden Kaufmannspatriziats, in mehrfacher Weise. Einmal ist der große Marktplatz stets Zentrum der Stadt und mit ihm das „Rathaus“ als Tagungsort des Regierungsgremiums – die stadtbildbeherrschende Kirche liegt demgegenüber stets etwas dezentral<sup>11</sup>. Andererseits spiegelte der Schmuckreichtum bestimmter Bauten den Selbstbestimmungsanspruch des Patriziats: Neben ihren eigenen Häusern<sup>12</sup> und dem Rathaus gehört dazu insbesondere die Stadtpfarrkirche, in der die herrschenden Familien der Stadt ihre Erbbegräbnisse hatten und ihre festen Plätze bei den Gottesdiensten, in der sie Messen stifteten, Kapellen anbauten oder gar einen Neubau der gesamten Kirche finanzierten – entsprechend dem christlich geprägten Selbstverständnis der gesamten mittelalterlichen Gesellschaft, in der die „Gemeinde“ mit der Gesamtheit aller Stadtbewohner nicht zu wesentlichen Teilen identisch war.

Aber auch die Befestigungen rund um die Stadt gehörten zu den Bauten, an denen sich die Darstellung bürgerlichen Reichtums erproben konnte. Zwar war dies nicht von Anfang an so. Die meisten brandenburgischen Städte haben im Laufe des 13. Jahrhunderts den voll entwickelten Status der „Stadt“ gewonnen und auch ihre Grundrißform. Von ihrer Befestigung aus dieser Zeit, die mit Sicherheit vorhanden war, gibt es aber nahezu nie Reste, vielmehr entstammen fast alle Stadtmauern, die erhalten sind, dem 14. und 15. Jahrhundert<sup>13</sup>. Die frühesten Befestigungen waren Holzbauten, die wesentlich billiger als Steinbauten waren,

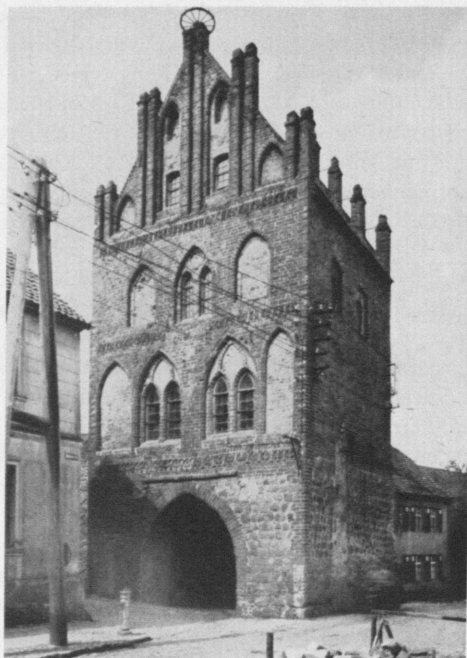
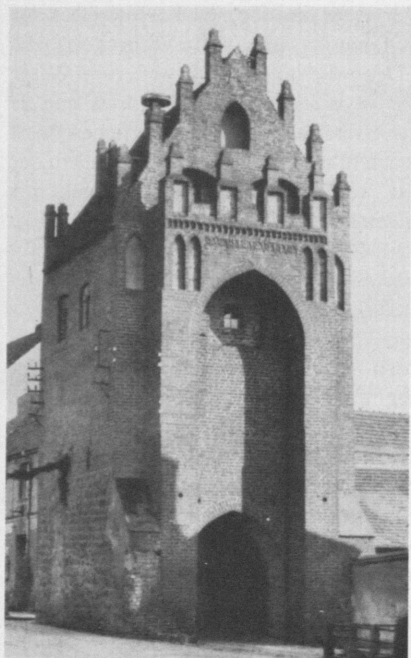


Abb. 5: Der Mühlerturm in Templin, um 1320 (links Feldseite, rechts Stadtseite), zeigt das von den Bürgerhäusern des Patriziats übernommene Giebelmotiv (Trost 1959, Abb. 30, 31).

guten Schutz boten, aber geringere Möglichkeiten zur Repräsentation – von ihnen wissen wir sehr wenig, und die Ausgrabungsergebnisse in Spandau sind daher von ganz besonderem wissenschaftlichem Wert. Seit dem späten 13. Jahrhundert, im wesentlichen aber erst im Laufe des 14. Jahrhunderts entstanden dann überall die ersten Mauern aus Backstein, Spiegelbilder des Florierens der Städte. Die Tore wurden insbesondere in den Formen der Backsteingotik geschmückt. Wer sich hier manifestierte, drückt vor allem das verbreitete Giebelmotiv aus, das wehrtechnisch ohne Bedeutung ist, aber an die reicheren Bürgerhäuser erinnert (Abb. 5). Der Rest der Stadtmauer spiegelte im 14. Jahrhundert ohne jede Ornamentik die noch wenig entwickelten Belagerungstechniken der Zeit: Die Mauer selbst war recht schwach (meist weniger als 1 m) und ermangelte in den meisten Fällen der Zinnen und des Wehrganges, so daß sich die Verteidigung allein auf die zahlreichen Türme stützen konnte. Diese besaßen zwar Schießcharten, aber nicht an den Seiten, so daß nur von der Zinnenplattform ganz oben ein Angriff auf die schwache Mauer zwischen den Türmen verhindert werden konnte. Die Verteidigung beruhte offensichtlich noch z. T. auf der Schwerkraft, d. h., man warf etwas von oben herunter, und vermutlich noch auf der Verwendung des Bogens, nicht aber der teuren und schwer herzustellenden Armbrust, die in anderen Gebieten Europas (z. B. Frankreich) schon im 13. Jahrhundert üblich geworden war. Die Türme standen daher sehr dicht (Abstände um 18 bis 20 m), und waren sozusagen Sparausführungen: Ihre Höhe betrug selten mehr als 15 m, die Innenseite war offengelassen. Sehr wichtig war bei dieser beschränkten Verteidigungsfähig-

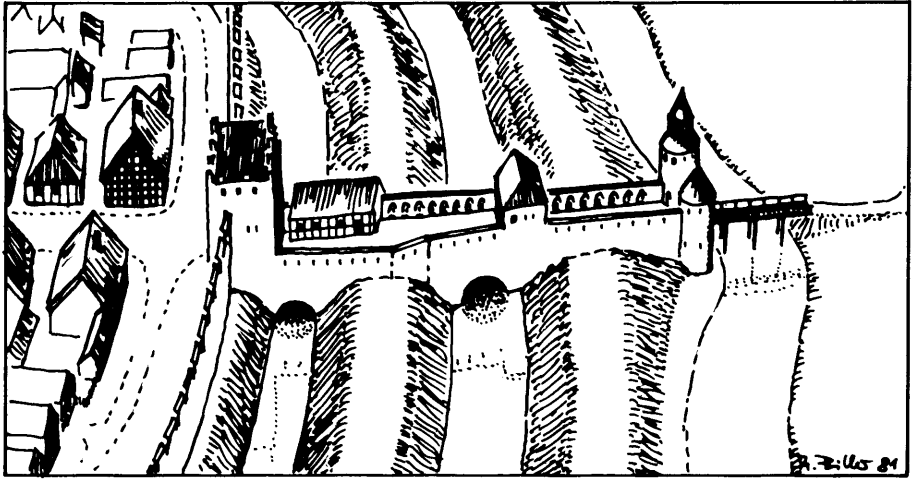


Abb. 6: Das Gröper Tor in Wittstock, Zustand des 15. Jh.s, zeigt die charakteristische Zwingieranlage märkischer Stadttore im 15. Jh. (Zeichnung Th. Biller).

keit das vorgelagerte System aus Wassergräben und Wällen, das in der sandigen und wasserreichen Mark leicht herstellbar war und ein erhebliches Annäherungshindernis darstellte. Manche Städte waren durch die gewählte Lage zwischen Seen und Sümpfen schon so gut geschützt, daß sie auf die teuren Mauern verzichten konnten (z. B. Havelberg, Köpenick). Die Entwicklung der Feuerwaffen im 15. Jahrhundert hat die Möglichkeiten der märkischen Städte offenbar sehr schnell überfordert. Man errichtet zwar insbesondere an den Toren weit vorgezogene Zwinger mit Vortoren (Abb. 6) und dort auch vereinzelt Rundtürme als Aufstellungsplätze für leichte Kanonen, aber schon im späten 15. Jahrhundert wären diese Befestigungen im Ernstfall nicht mehr zu halten gewesen. Dafür entwickelt sich an den Toren ein ausgeprägter Schmuckstil (Abb. 7), der oftmals zu Umbauten führt. Er wurde von H. Trost<sup>14</sup> so interpretiert, daß gerade die kleineren Städte den in Wahrheit nicht vorhandenen Reichtum vortäuschen wollten, denn auffälligerweise verzichten gerade die größeren und mächtigeren Städte im 15. Jahrhundert oft auf diese Umbauten. Im 16. Jahrhundert werden dann nur noch jene Städte „kanonengerecht“ ausgebaut, die der Landesfürst im Rahmen des Verteidigungskonzepts für sein immer stärker zentralisiertes Land zu Festungen bestimmt hat. Die Städte unseres Raumes konnten sich aus eigener Kraft nicht mehr den verbesserten Belagerungstechniken anpassen.

Anhand französischer Beispiele ist nachgewiesen worden, daß die Errichtung der Stadtmauer im allgemeinen einen wichtigen Einfluß auf die Entwicklung der Verwaltungsorgane der Stadt gehabt hat. Waren die anderen „öffentlichen“, d. h. vom Rat beschlossenen Bauten von geringem Umfang (Rathaus, „Kaufhaus“) oder in anderen Händen (Pfarrkirche), so konnte eine so umfangreiche und langwierige Bauaufgabe wie die Stadtmauer nur von einem hierfür geschaffenen Gremium organisiert und überwacht werden, das in vielen Fällen den Mauerbau überlebte, sich also „institutionalisiert“ hatte, und in der Folgezeit andere Bauaufgaben übernahm, sie teilweise aus einer neu entstandenen Eigengesetzlichkeit heraus überhaupt erst schuf<sup>15</sup>. Die Anfänge einer städtischen Bauverwaltung hatten bei den untersuchten französi-

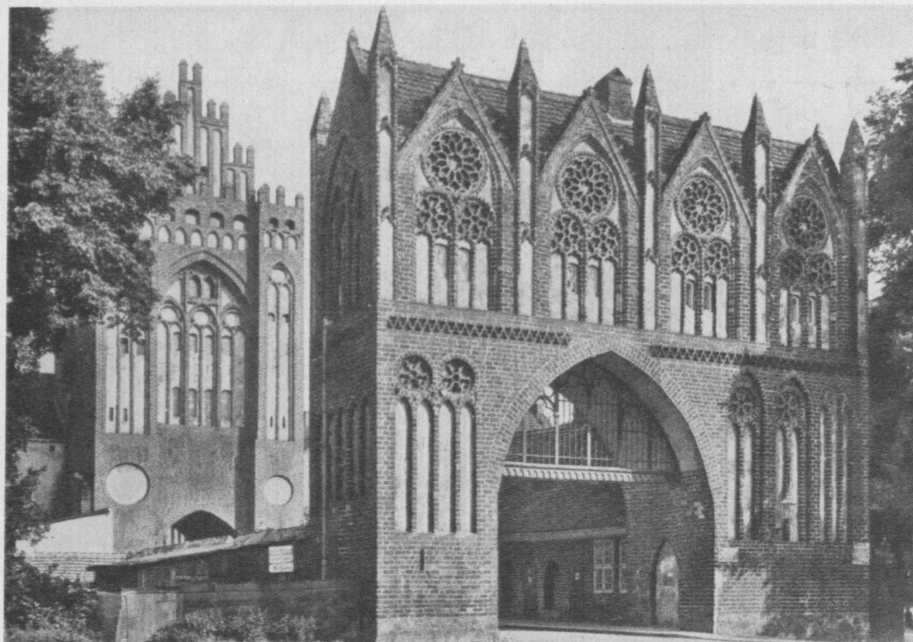


Abb. 7: Das Treptower Tor in Neubrandenburg mit seinem Vortor (um 1400 bzw. 2. Viertel 15. Jh.) zeigt den Schmuckreichtum märkischer Stadttore im 15. Jh. (Trost 1959, Abb. 170).

schen Beispielen also direkt mit der Errichtung der Stadtmauer zu tun. Mangels urkundlicher Überlieferung und historischer Forschung wissen wir nicht, ob dies bei den kleineren märkischen Städten auch so war, aber die Annahme als solche liegt zweifellos sehr nahe.

### Die erste Spandauer Stadtbefestigung (1. Hälfte des 13. Jahrhunderts)

Die Spandauer Stadtgeschichtsforschung hat inzwischen mit Sicherheit feststellen können, daß es vor der Entstehung der „Stadt“ im eigentlichen Sinne und der Burgwallsiedlung zwei ältere Siedlungskerne auf ihrem späteren Gebiet gegeben hat: eine slawische Siedlung auf dem „Behnitz“ bzw. „Kolk“, in der sich ein hierher vorgedrungenes deutsches Adelsgeschlecht im mittleren 12. Jahrhundert eine Burg (an Stelle des Spielplatzes neben der Marienkirche) baute, und eine Niederlassung deutscher Kaufleute um St. Nikolai, deren Pfarrkirche der kleinere Vorgängerbau von St. Nikolai gewesen ist<sup>16</sup>. Diese beiden Siedlungen hatten nicht nur ganz verschiedene Funktionen, sondern sie waren auch durch einen Havelarm zwischen ihnen (etwa im Bereich der ab 1937 durchgebrochenen Straße Am Juliusturm, parallel zu der entsprechend benannten Havelstraße) voneinander getrennt (Abb. 8).

Die Gründung einer Stadt im mittelalterlichen Sinne erfolgte bald nach 1200 direkt südlich neben der Kaufleutesiedlung. Das „Rückgrat“ ihres Planes war die alte Fernstraße von Magdeburg nach Polen, an der auch schon die Burg auf dem Behnitz und die Kaufleutesiedlung um St. Nikolai entstanden waren: die heutige Breite Straße Als Parallelstraße wurde die heutige Carl-Schurz-Straße angelegt und an ihr ein großer Marktplatz, der allerdings anders geformt



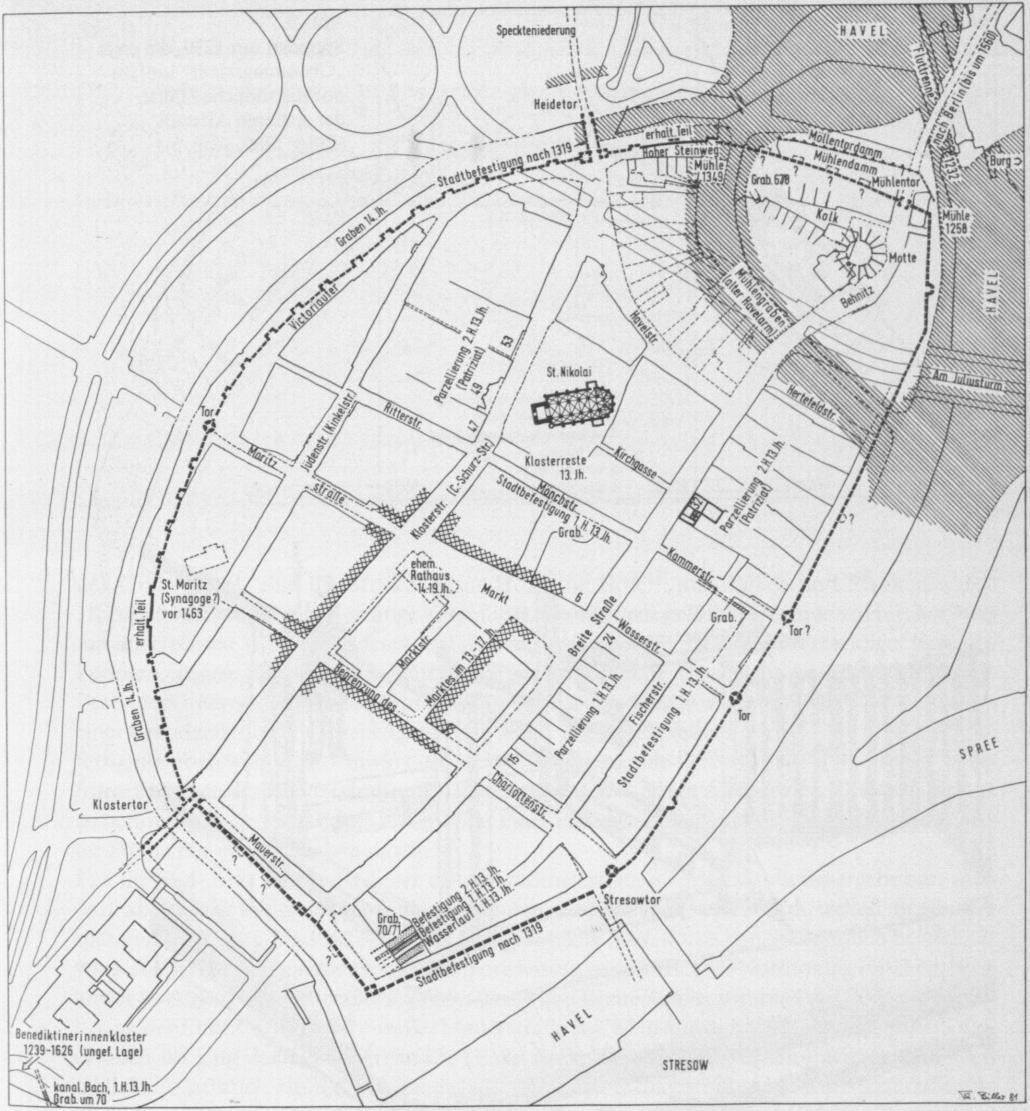


Abb. 8: Erhaltene Bausubstanz und Stadtstrukturen des Mittelalters in Spandau. Der Mauerzug ist nach alten Plänen rekonstruiert (Zeichnung Th. Biller).

war als der heutige (Abb. 9). Die sehr geschlossene „Eiform“ der Altstadt ließ bis vor wenigen Jahren vermuten, daß auch die äußere Begrenzung dieser ersten Stadt schon jener steinernen Stadtbesetzung des 14. Jahrhunderts entsprach, die bis ins späte 19. Jahrhundert großenteils erhalten war (s. u.). Die Grabungen der Bodendenkmalpflege (R. Maczjowski) in den Jahren 1970 bis 1974<sup>17</sup> führten jedoch zu der überraschenden Feststellung, daß dies keineswegs der Fall

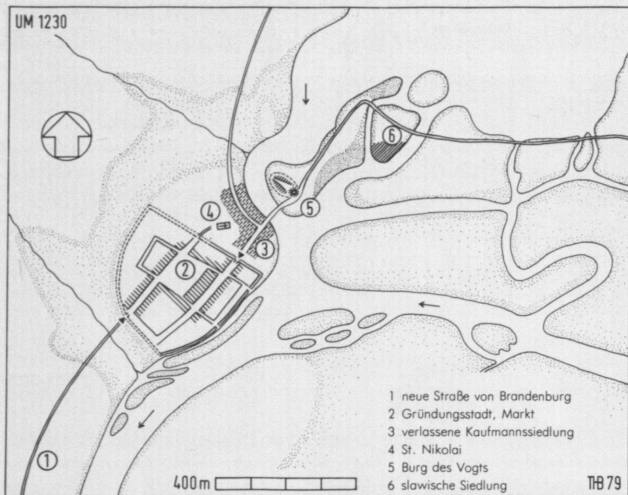


Abb. 9:  
 Spandau um 1230, die erste  
 „Gründungsstadt“ umfaßt  
 nur die südliche Hälfte  
 der späteren Altstadt  
 (Biller 1980, Abb. 5).

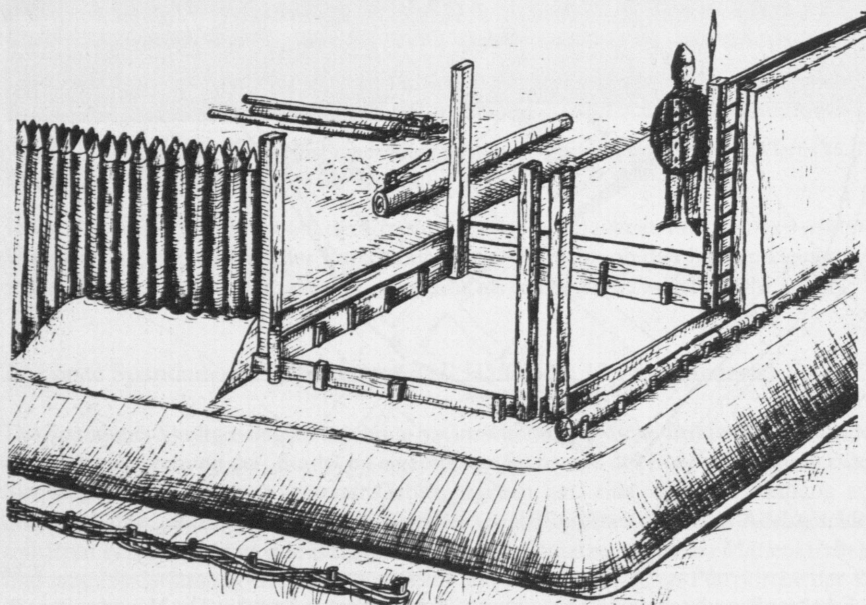


Abb. 10: Rekonstruktion der im Bau befindlichen Stadtbefestigung in der Kammerstraße  
 (1. Hälfte 13. Jh.; Müller 1979, Abb. 20).

war. Vielmehr umfaßte die erste Stadtanlage nur die südliche Hälfte der heutigen Altstadt; ihr nördlicher Graben lag genau an der Stelle des Straßenzuges Ritterstraße – Mönchstraße – Kammerstraße, der diese Entstehung bis heute dadurch erkennen läßt, daß er die Altstadt in geradem Zug und ohne jeden Versprung durchschneidet. Die „Mauer“ selbst an der Südseite

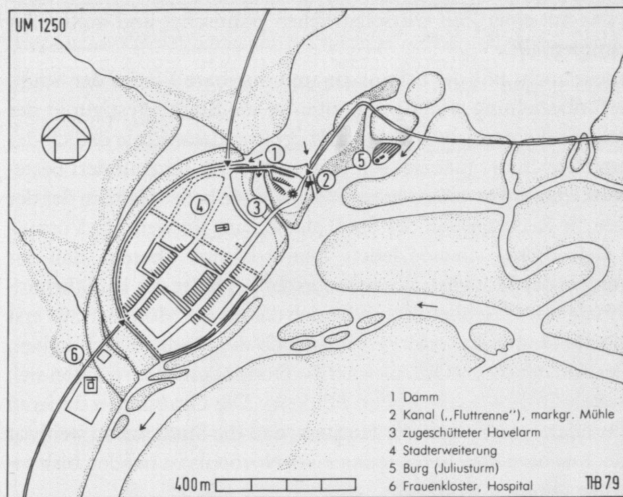


Abb. 11:  
Spandau um 1250,  
die Stadt wird gegen  
Norden erweitert  
(Biller 1980, Abb. 6).

des Grabens war eine Konstruktion aus Holz und Erde<sup>18</sup>: aus Balken und Planken waren „Kästen“ von etwa 3 m Seitenlänge ausgeführt, die mit Erde gefüllt waren und so eine Art Wall mit senkrechten Wänden bildeten, auf dessen 3 m breiter Krone sich die Verteidiger bewegen konnten, gegen die Angreifer durch eine zu vermutende Brustwehr geschützt (Abb. 10). Besonders interessant ist, daß diese Befestigung außen verputzt war, wodurch sicher vor allem einer Brandzerstörung vorgebeugt werden sollte. An der Havelseite verlief diese erste Stadtbefestigung noch weiter landeinwärts als die spätere steinernde Befestigung, nämlich etwa in der Mitte zwischen der Fischerstraße und dem Lindenufer. Weil ein Angriff vom Fluß aus weniger zu befürchten war, bestand sie hier nur aus einer Palisade, d. h. einer Doppelreihe eingerammter Pfähle mit einem Graben davor.

Für die Süd- und Westseite dieser ersten Stadtbefestigung fehlen Grabungsergebnisse; man darf aber wohl mit guten Gründen vermuten, daß sie hier bereits dem weiten Bogen der späteren steinernen Stadtbefestigung folgte, der heute noch durch den Stadtgraben bezeichnet wird. Auch über die genaue Gestalt der Tore wissen wir nichts. Das Nordtor lag mit Sicherheit an der Kreuzung Mönchstraße/Kammerstraße und Breite Straße, während das Südtor vermutlich an der Ecke Carl-Schurz-Straße/Mauerstraße lag. Man kann aber nicht ausschließen, daß es noch im Zug der alten Fernstraße (Ecke Breite Straße/Mauerstraße) gelegen hat. Und schließlich ist auch ein Tor im Bereich Ritterstraße/Mönchstraße und Carl-Schurz-Straße denkbar, weil hier ja der direkteste Zugang zur Nikolaikirche inmitten der Händlersiedlung möglich war. An all diesen Stellen wären klärende Grabungen sehr zu begrüßen.

### Erweiterung der Stadt und ihrer Befestigung im 13. Jahrhundert

Die Erweiterung der Stadt auf den Umfang der heutigen Altstadt, auf die so geschlossen wirkende Eiform, ist also das Ergebnis einer ersten Stadterweiterung (Abb. 11), die schon sehr schnell stattfand, nämlich etwa um die Mitte des 13. Jahrhunderts, d. h. nur ein halbes Jahrhundert nach der Gründung der Stadt – ein unübersehbares Zeichen für das wirtschaft-

liche Funktionieren Spandaus, das mit einer Zeit wirtschaftlicher, politischer und kultureller Expansion in ganz Europa zusammenfällt.

Diese Stadterweiterung verdoppelte nicht nur die bebaubare und nutzbare Fläche der Stadt, sondern sie bedeutete auch die Einbeziehung wichtiger Bauten in die Stadtbefestigung: der Nikolaikirche als Stadtpfarrkirche und einer dem Markgrafen gehörenden Mühle östlich des heutigen „Heinemannhauses“ im Bereich der hier erst seit dem frühen 18. Jahrhundert bestehenden Schleuse. Für den Zeitpunkt dieser Erweiterung ist eine Urkunde bedeutsam, in der der Markgraf 1240 den Behnitz unter die Rechtsgewalt der Stadt stellte, eine notwendige Voraussetzung, diesen Bereich in die Befestigung einzubeziehen. Damit stimmt überein, daß der Graben vor der älteren Befestigung in der Mönchstraße schon in der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts zugefüllt wurde, als überflüssig war<sup>19</sup>. Schließlich muß auch das an der Mönchstraße erst vor wenigen Monaten ausgegrabene Dominikanerkloster innerhalb der Stadt gelegen haben, da dies ein Charakteristikum aller Klöster dieses Ordens war (die Dominikaner verdienten sich ihren Lebensunterhalt durch Betteln insbesondere in den Städten). Die Grabungen datieren auch dieses Kloster ins 13. Jahrhundert<sup>20</sup> – ein weiterer Hinweis, daß die Stadt schon weit vor 1300 ihre „Eiform“ erreicht hatte. Die damalige Befestigung ihres Nordteils ist bei den bisherigen Grabungen aber noch nie angeschnitten worden.

### Der Ausbau der Stadtbefestigung in Backstein (nach 1319)

1319 gewährt Herzog Rudolf von Sachsen-Wittenberg der Stadt Spandau Freiheit von allen Abgaben, solange sie an ihrer Mauer baut. Der Herzog gehörte zu den Konkurrenten um die Herrschaftsnachfolge in der Mark nach dem Aussterben der Askanier und verfolgte die Politik, möglichst viele märkische Städte zur Unterstützung seiner Anwartschaft zu gewinnen, indem er ihnen erhebliche Privilegien einräumte<sup>21</sup>. Für Spandau bedeutete dies eine wichtige Chance, den teuren Ausbau der Stadtmauer in Backstein ohne extreme wirtschaftliche Belastung durchzuführen. Darüber hinaus ist allerdings auch festzuhalten, daß gerade die vielen kleineren mitteldeutschen Städte nach der ökonomischen Blüte des 13. Jahrhunderts die Mittel zum steinernen Mauerbau angesammelt hatten – ein Blick auf die Mark Brandenburg hatte uns ja bereits gezeigt, daß weitaus die meisten Städte in der 1. Hälfte des 14. Jahrhunderts zum Ausbau der Mauer in Stein schritten.

Über die Dauer der Arbeiten sind wir nicht genau informiert. 1349 werden zuerst die Tore genannt, ihre Namen allerdings erst 1386. Um 1329, also etwa 10 Jahre nach Baubeginn, bestehen offenbar Teile der Befestigung noch aus Holz, denn eine Urkunde aus diesem Jahr sagt vom Behnitz, er liege noch „innerhalb der Pl a n e n“ der Stadt. Man wird demnach mit einer Bauzeit von etwa 20 bis 30 Jahren zu rechnen haben (von 1320 bis 1340/50), was in Anbetracht des Umfangs der Bauaufgabe auch durchaus realistisch scheint<sup>22</sup>.

Wollen wir uns ein Bild von dieser dritten, jetzt steinernen Stadtbefestigung von Spandau machen, so sind wir beim geringen Umfang der erhaltenen Teile (s. u.) vor allem auf alte Quellen, in erster Linie auf Pläne und Ansichten der Stadt, angewiesen. Von besonders hoher Aussagekraft ist dabei vor allem der „Plan der Stadt Spandau Intra Moenia“<sup>23</sup>, der nach 1724 auf königliche Order von dem „Vermessungsingenieur“ Haestskau angefertigt wurde und die damalige Stadt mit höchster Genauigkeit zeigt (Abb. 12). Ältere Pläne von geringerer Genauigkeit lassen einzelne Ergänzungen zu. Wichtig ist schließlich die sehr detailgenaue Ansicht der Stadt von Norden, die der Niederländer A. J. Begeijn um 1691 bis 1700<sup>24</sup> gezeichnet hat (Abb. 13), sowie diverse Ansichten der Stadt vor allem aus dem 19. Jahrhundert.



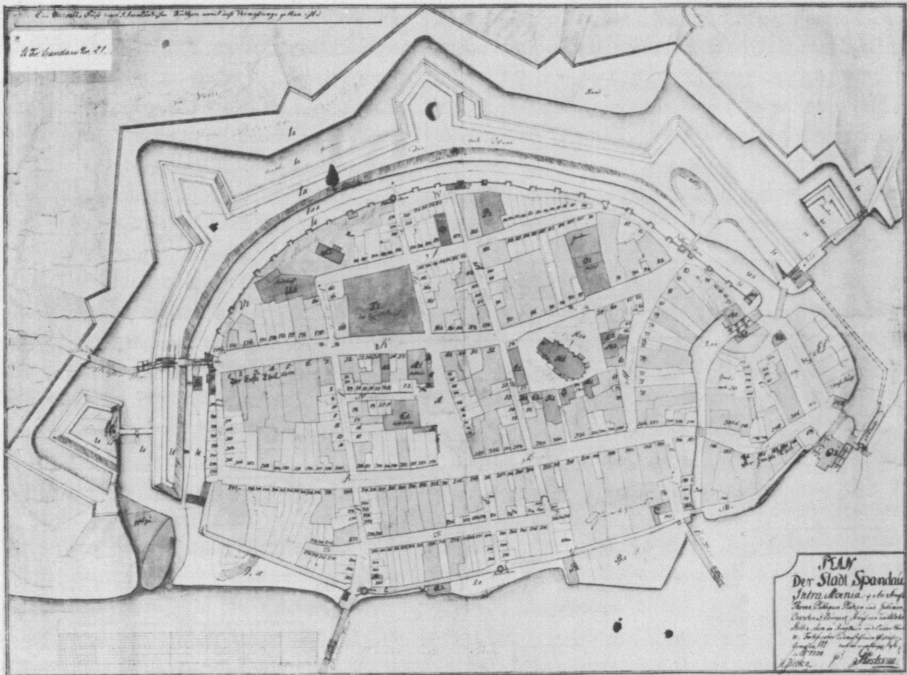


Abb. 12: Der Plan „Intra Moenia“, nach 1724 entstanden, zeigt noch die fast vollständige mittelalterliche Stadtmauer des 14. Jh.s innerhalb der Bastionen des 17. Jh.s (Preuß. Geheimes Staatsarchiv, Spandau Nr. 21).

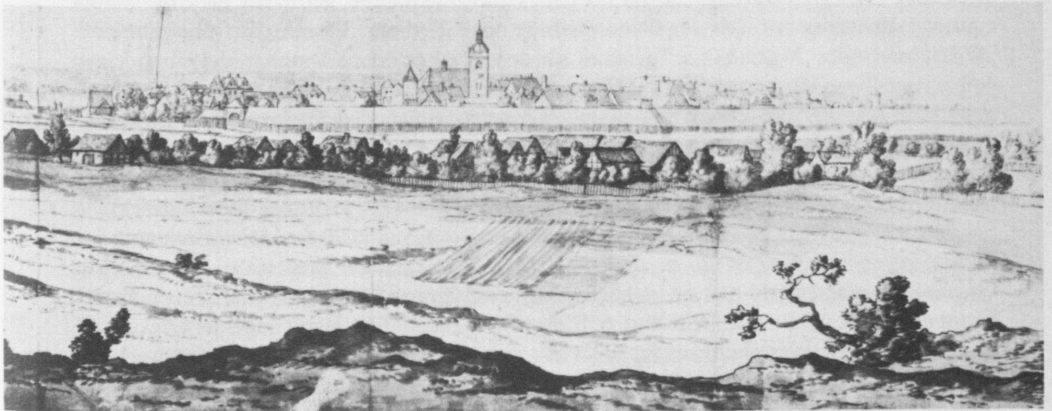


Abb. 13: Spandau um 1691 bis 1700 nach der sehr zuverlässigen Ansicht von A. J. Begeijn (Ausschnitt); die Stadtmauer ist vollständig erhalten (Plansammlung der TU).

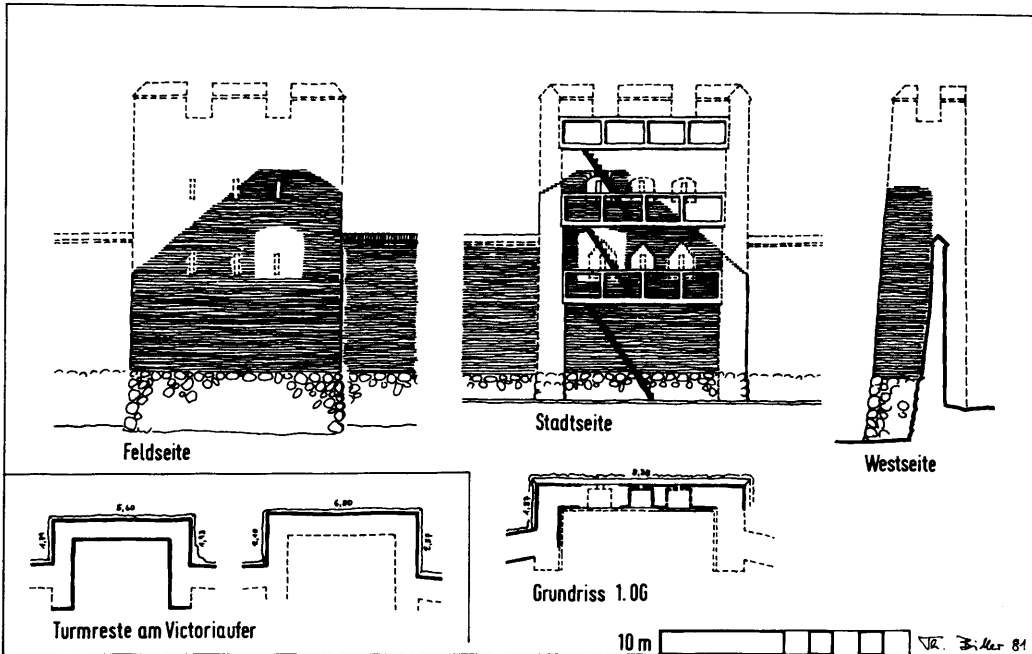


Abb. 14: Maßaufnahme des erhaltenen Turms am „Hohen Steinweg“ und der zwei Turmreste am Viktoriaufer, Zustand 1981 (Zeichnung Th. Biller).

Der Plan „Intra Moenia“ zeigt ein Bild, das dem zahlreicher anderer Städte der Mark in den Grundzügen völlig entspricht. Die Mauer ist in ziemlich regelmäßigen Abständen durch rechteckige Türme verstärkt, die nach außen vor die Mauer vorspringen und gegen die Stadt offen sind. Dies gilt allerdings nur für die dem Land zugewandte, gerundete Seite der Stadtmauer: Hier waren zur Zeit der Planaufnahme noch 27 dieser Türme, die früher auch oft „Wikhäuser“ oder „Weichhäuser“ genannt wurden, erhalten oder erkennbar, davon nur einer außen rund (beim Klostertor). An der Havelseite befanden sich nur wenige dieser Türme. Man muß dabei allerdings beachten, daß damals schon zwei Stücke der Stadtmauer abgebrochen waren (s. u.): auf dem Behnitz und östlich vom Klostertor. Ergänzt man sie zum vollständigen Zustand des 14. Jahrhunderts, so mag es ursprünglich etwa 39 solcher „Weichhäuser“ gegeben haben (Abb. 8). Wie haben sie im einzelnen ausgesehen? Diese Frage beantworten einerseits die Stadtansicht von Begeijn, andererseits die erhaltenen Reste, vor allem am Hohen Steinweg. Bei Begeijn ist eindeutig zu erkennen, daß die Türme die Krone der Stadtmauer um etwa ein Geschosß überragten und daß sie im allgemeinen zwei Zinnenlücken bzw. drei Zinnen an der Front und eine Lücke an der Seite hatten. Einige Türme stellt Begeijn mit nur einer Lücke auch an der Front dar, was glaubwürdig ist, weil sowohl der Plan „Intra Moenia“ als auch die erhaltenen Reste zeigen, daß die Türme verschieden breit waren. Zu den Details läßt vor allem der kürzlich freigelegte Turm am Hohen Steinweg wichtige Aussagen zu: Im Turminneren gab es drei hölzerne Zwischenböden, die auf Mauerabsätzen ruhten (Abb. 14). Auf der obersten Plattform fanden die Verteidiger Platz, die hinter den Zinnen standen, während es für die



beiden unteren Böden je drei symmetrisch angeordnete Schlitzscharten gab, die der Außenansicht des Turmes große Regelmäßigkeit verliehen. In den Seitenwänden gab es allerdings keine Scharten, so daß ein „flankierender“ Schuß seitlich an der Mauer entlang nur von den Zinnen aus möglich war. Der Turm am Hohen Steinweg läßt darüber hinaus erkennen, daß die nur etwa 18 bis 20 m langen Mauerstücke zwischen den Türmen keinen Wehrgang besaßen, so daß die Verteidigung ausschließlich von den Türmen aus möglich war. Dies ist sehr ungewöhnlich, wenn man es an den berühmten Beispielen süddeutscher Stadtmauern (Nürnberg, Rothenburg ob der Tauber usw.) mit durchlaufenden Wehrgängen mißt, war aber, wie wir schon festgestellt haben, in der Mark Brandenburg durchaus üblich.

Neben den rechteckigen, stadtseitigen offenen „Weichhäusern“ gab es in Spandau wie in vielen anderen märkischen Städten noch eine kleine Anzahl „echter“, d. h. allseitig geschlossener, runder Türme. Im Falle von Spandau waren es vier, von denen drei bis ins späte 19. Jahrhundert erhalten blieben. Sie sicherten in allen Fällen kleinere Pforten der Stadtmauer, die direkt neben ihnen lagen: das Stresowtor (an der heutigen Charlottenbrücke), zwei Pforten zur Anlegestelle an der Havel (am Ende der heutigen Kammerstraße und Wasserstraße) und eine Pforte im Westen (heute Moritzstraße/Ecke Viktoriaufer). Aus zwei Zeichnungen, die beim Abriß der beiden havelseitigen Türme entstanden<sup>25</sup>, kann man schließen, daß es sich um einfache, keineswegs aber völlig schmucklose Bauten gehandelt hat (Abb. 15). Der Turm am Stresowtor zeigte knapp unter der Dachtraufe – d. h. ehemals unter den Zinnen, die im 19. Jahrhundert längst fehlten – einen umlaufenden Fries aus Formsteinen, die ein Kleeblattmuster bildeten. Wie ein solcher Turm vollständig ausgesehen haben mag, zeigen erhaltene Beispiele in anderen märkischen Städten. Hier zeigen auch die Zinnen noch Formsteinornamente, das gemauerte Dach setzt dahinter an. Der Eingang liegt hoch, wie es auch beim Stresowtor der Fall war. Zu den Funktionen solcher Türme liegen allerdings kaum Schriftquellen vor. Man darf vermuten, daß es unter den Zinnen eine Wächterkammer mindestens für Kriegszeiten gab, daß man hier vielleicht auch Waffen witterungsgeschützt aufbewahrte, und schließlich mag man auch an einen letzten Rückzugsort im Eroberungsfalle gedacht haben, da sonst die hochgelegene Pforte, analog zu Burgtürmen, kaum nötig gewesen wäre. „Pulvertürme“, wie sie in der Literatur oft genannt werden, wurden diese Türme natürlich erst in der Festungszeit, denn z. Z. ihrer Errichtung befanden sich die Feuerwaffen erst in den frühesten Geburtswehen.

Die funktional und ästhetisch am stärksten herausgehobenen Teile aller Stadtbefestigungen waren die Tore.

Um so bedauerlicher ist es, daß wir über keine genauen Informationen, geschweige denn bauliche Reste von den drei Spandauer Haupttoren mehr verfügen. Das M ü h l e n t o r oder Berliner Tor an der nordöstlichen Spitze der Stadt (neben dem heutigen Heinemannhaus des 18. Jahrhunderts, vgl. Abb. 8) wurde bereits 1630 abgerissen<sup>26</sup>, um der gegenüber liegenden Zitadelle freies Schußfeld zu verschaffen. Daher fehlt jegliche Information über sein Aussehen – der Merian-Stich von Spandau zeigt hier zwar einen runden Torturm, aber dies ist nicht mehr als Phantasie des Stechers, denn der Stich ist im allgemeinen sehr ungenau, und der entsprechende Band von Merians „Topographie“ erschien auch erst 1652, also 22 Jahre nach dem Abriß.

Das H e i d e t o r, im Nordwesten gegenüber der städtischen „Heide“, d. h. dem Spandauer Forst, bestand baulich bis ins mittlere 19. Jahrhundert, wenngleich es schon seit den 1640er Jahren durch das „Neue Tor“ ersetzt war<sup>27</sup>. Der Grundriß auf dem Plan „Intra Moenia“ zeigt zwei Türme seitlich der Einfahrt, also ein sogenanntes „Doppelturmtor“, jedoch mit einem größeren und einem kleineren Tor (Abb. 16). Die Ansicht bei Begeijn (vgl. Abb. 13) läßt

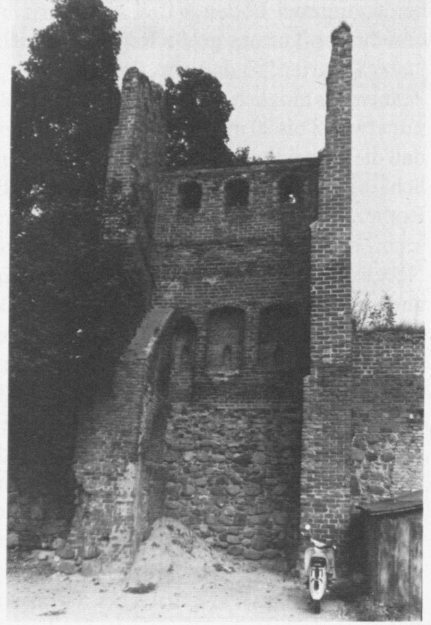


Abb. 15: Beispiel eines aufwendigen „Weichhauses“ (Vorder-/Rückseite) in Prenzlau (Uckermark). Das oberste Geschoß mit Zinne ist sekundär (15. Jh.). (Zustand August 1981; Foto Th. Biller).

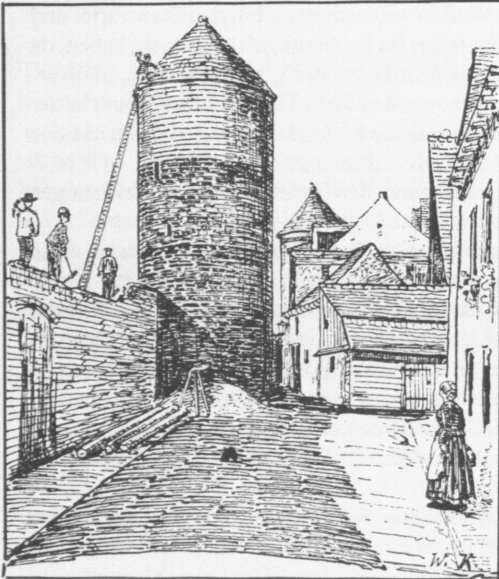


Abb. 16: Die beiden Rundtürme der havelseitigen Stadtmauer 1881 nach zeitgenössischen Zeichnungen (Bergau 1885, S. 724 u. 725).

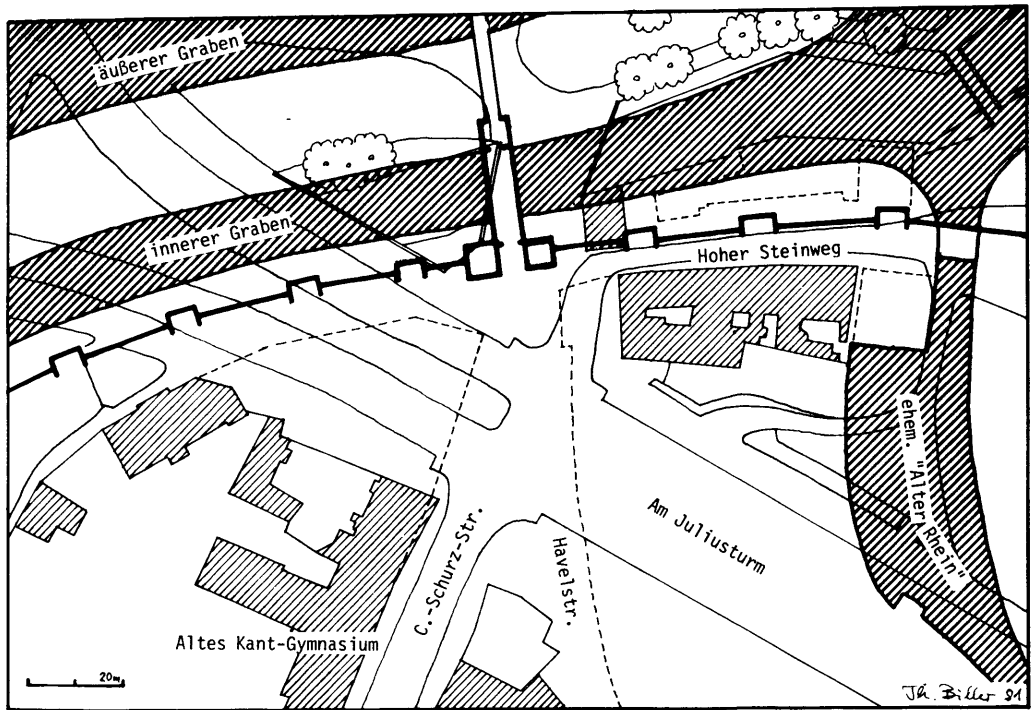


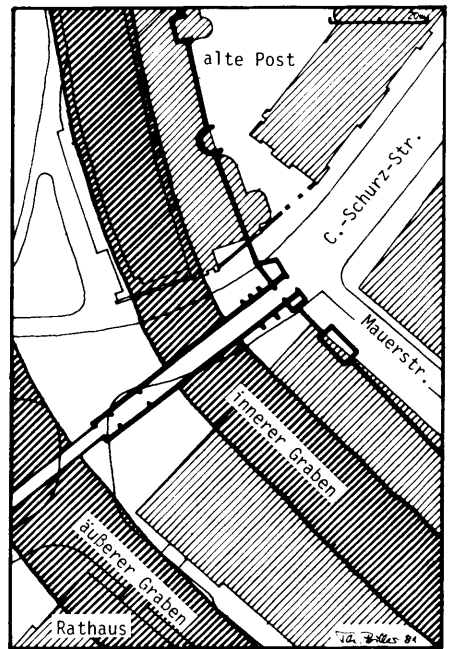
Abb. 17: Das Heidetor nach dem Plan „Intra Moenia“ nach 1724 auf den heutigen Stadtplan projiziert (Zeichnung Th. Biller).

ergänzende Aussagen zum Aufbau zu. Demnach war der westliche, im Grundriß größere Turm auch etwas höher und schloß mit Spitzdach hinter ornamentierten Zinnen; im unteren Turmteil gab es offenbar hohe Zierblenden. Die Ansicht bietet gewisse Hinweise, daß der Turm im oberen Teil rund gewesen sein könnte – jedoch ist dies letztlich nicht zu klären. Der zweite Turm und der Durchfahrtsbau zwischen den Türmen wirken bei Begegnung in ihren oberen Abschlüssen merkwürdig formlos; vermutlich waren sie um 1700 schon nicht mehr in bestem Zustand. Der kleinere Turm dürfte an der Feldseite gleichfalls hohe Zierblenden besessen haben. Insgesamt haben wir im Heidetor einen Tortypus vor uns, der in der Mark Brandenburg selten war und erst im 15. Jahrhundert gebaut wurde, entsprechend dem gesteigerten Schmuckbedürfnis der Städte (vgl. o.).

Langgestreckte Torzwinger vor dem inneren Tor, die Wassergräben überquerend und außen mit einem meist niedrigeren Torbau abschließend, waren gleichfalls ein im 15. Jahrhundert entstandenes Charakteristikum märkischer Stadttore. Ein solches Vortor gab es auch vor dem Heidetor; es wurde jedoch schon im 17. Jahrhundert abgerissen<sup>28</sup>.

Das dritte Haupttor, das Klostertor (an der Einmündung der Mauerstraße in die Carl-Schurz-Straße), nach dem direkt davor liegenden 1239 gegründeten Benediktinerinnenkloster genannt, besaß einen Torturm über der Durchfahrt, ein sehr verbreitetes Konzept auch bei den Stadtbefestigungen der Mark Brandenburg (Abb. 17). Über sein Aussehen sind wir ebenso-

Abb. 18:  
 Das Kloostertor nach dem Plan „Intra Moenia“  
 nach 1724 auf den heutigen Zustand projiziert  
 (Zeichnung Th. Biller).



wenig informiert wie über die Gestaltung des auch hier vorhandenen langgestreckten Torzwin-  
 gers. Nach wiederholten Reparaturen wurde das Tor 1731 abgerissen<sup>29</sup> (Abb. 18).

### Nachmittelalterliche Veränderungen und Abriß der Stadtmauer

War das Spätmittelalter eine Zeit relativ hoher Unabhängigkeit der Städte gewesen, so setzte seit dem 16. Jahrhundert die Entwicklung zur absoluten Gewalt des Landesfürsten und zum neuzeitlichen Staat ein. Neben der Entstehung von zentralen Landesverwaltungen, die wichtige Voraussetzung für das Funktionieren der sich erweiternden wirtschaftlichen Systeme waren, spielte bei diesem Machtzuwachs auch die veränderte Organisation und Technologie des Krieges eine wichtige Rolle. Großen Söldnerheeren mit entwickelten Feuerwaffen konnte die Vielzahl verhältnismäßig kleiner und einfacher Befestigungen, wie sie im Mittelalter bestanden hatte – neben Städten und Burgen gab es auch befestigte Dörfer, Klöster, Kirchen, Mühlen u. a. –, keinen effektiven Widerstand mehr leisten, sondern nur noch höchst aufwendige, auf die Verwendung von Kanonen abgestimmte Bauten, von denen jeder Landesfürst sich nur noch wenige an den wichtigsten Stellen leisten konnte<sup>30</sup>. Spandau wurde aufgrund seiner wichtigen strategischen Lage zu einer solchen Landesfestung, zunächst durch den Bau der Zitadelle (1559 bis 1583), dann durch die Bastionärbestigung auch der Stadt ab 1626, d. h. im Dreißigjährigen Krieg (Abb. 19).

Die Stadtbefestigung büßte durch diese Entwicklung in mehrfacher Hinsicht ihre Bedeutung ein: Einmal als Symbol, denn die Stadt verlor durch Schanzarbeiten, Einquartierungen usw. während des Dreißigjährigen Krieges nicht nur ihren Reichtum, sondern auch nahezu ihre Existenz und erholte sich erst seit etwa 1680 wieder. Dann auch als Funktionsbauwerk, denn



Abb. 19: „Mühlgraben“ und Stadtmauer im Bereich des heutigen Viktoriaufers um 1898, im Hintergrund ein Giebel des alten Postgebäudes. Schießscharten und Anschüttung gehörten zu der Modernisierung der Befestigung im 19. Jh.; um 1900 abgerissen (H. W. Klünner: Spandau wie es war, Düsseldorf 1978).

gegen Kanonen boten nur die der Stadtmauer im 16. und 17. Jahrhundert vorgelagerten Erdwälle Schutz (Abb. 14), während die Mauern des 14. Jahrhunderts dahinter zwar stehen blieben, aber höchstens als zweite Verteidigungslinie noch in Betracht kamen. Der Nordteil wurde schon um 1630 abgerissen, um der Zitadelle ein freies Schußfeld in der u. U. schon vom Feind eroberten Stadt zu bieten. Die Rundtürme wurden zu Pulvermagazinen umgenutzt. Als 1675 vom Kurfürsten angeordnet wurde, die alten Stadtmauern mit „Stellagen“ zu versehen und zu reparieren<sup>31</sup>, da wollten weder Bürgerschaft noch Rat die Kosten übernehmen: Das gehöre nicht zur „Erhaltung“ der Stadtmauer, sondern sei ein neuer Bau. An dieser Stelle wird unübersehbar, daß die Mauern von der Stadt zwar noch erhalten werden, daß aber alles, was darüber hinaus zur Verteidigung notwendig ist, jetzt Sache des Landesherrn ist (vermutlich sollte die Stadtmauer durch hölzerne Einbauten für die ergänzende Verteidigung mit Handfeuerwaffen hergerichtet werden).

Auch 1792, als ein Stück Stadtmauer einstürzte, war noch eine Identifikation der Bürger bzw. des Rates vorhanden, denn es wurde unverzüglich wiederhergestellt<sup>32</sup>; vermutlich handelte es sich um den erhaltenen Abschnitt am Hohen Steinweg, der eine schlechte, nachmittelalterliche Mauertechnik, aber eine auffällige, „barockisierende“ Pilastergliederung zeigt – zudem wurde nach dem Chronisten Schulze die daneben liegende Straße gleichzeitig gepflastert, was damit

übereinstimmt, daß der Name „Hoher Steinweg“ erst im 19. Jahrhundert auftritt, während die Straße vorher einfach „der Berg“ oder auch „Mühlengasse“ geheißen hatte<sup>33</sup>.

Erst mit der Industrialisierung bzw. der langsamen Machtübernahme des Bürgertums im 19. Jahrhundert ändert sich die Einstellung zu der bis 1880 noch immer weitgehend erhaltenen Stadtmauer. Es entwickelt sich ein starkes Investitionsinteresse, das sowohl die Begründung einer Spandauer Privatindustrie anstrebt als sich auch Bauland zu Spekulationszwecken sichern will. Dies scheitert aber an den einengenden Festungswerken bis 1873 fast völlig. Erst die Erweiterung der Festungswerke 1876 bis 1881 bietet hier erste Möglichkeiten, und im Jahr der Vollendung 1881 werden auch die noch zum größten Teil bestehenden mittelalterlichen Stadtmauern abgerissen<sup>34</sup>. Waren sie ursprünglich das Symbol städtischen Reichtums und weitgehender Unabhängigkeit gewesen, so empfand man sie zuletzt in geradezu grotesk anmutender Umdrehung der historischen Realitäten als Symbol der Einengung durch den Staat und riß sie ab, obwohl vom Funktionellen her der größte Teil hätte erhalten werden können. Es handelt sich dabei aber keineswegs um ein nur in Spandau auftretendes Phänomen, sondern die meist mit „Verkehrsrücksichten“ begründeten unnötigen Stadtmauerabrisse sind im fortgeschrittenen 19. Jahrhundert in ganz Europa Zeichen der sich vollendenden Machtübernahme des Bürgertums im Staate.

### Heutige Bedeutung der Stadtmauer und denkmalpflegerisches Konzept

Die Spandauer Stadtmauer stand mit einer der entscheidenden Phasen der Spandauer Stadtentwicklung in unlösbarer Beziehung und drückt die damals hinter ihrem Bau stehenden Interessen bis heute sichtbar aus. Sie schützte den Reichtum einer in über 1000 Jahren entstandenen Stadt und symbolisierte ihn, ebenso wie die Selbstverwaltung dieser Stadt nach außen hin. Zugleich begrenzte sie den in mehreren Planungsabschnitten entstandenen Stadtgrundriß mit großer Deutlichkeit – einen Stadtgrundriß, der über 650 Jahre so gut wie unverändert erhalten blieb und der bis heute die Altstadt von den seit etwa 100 Jahren neu entstandenen Stadtteilen klar unterscheidet. Gelingt es, die bauliche ebenso wie soziale und politische Bedeutung dieses Bauwerks wieder sichtbar und allgemein verständlich zu machen, so wird damit ein im wahrsten Sinne des Wortes grundlegender Entwicklungsabschnitt von Spandau wieder ins Bewußtsein gerufen, der bisher nur den wenigen Spezialisten noch in seiner Bedeutung bekannt war. Dies muß nach meiner Ansicht das vorrangige Ziel der denkmalpflegerischen Konzeption sein.

Nur an zwei Stellen gibt es heute noch originale Reste der Stadtmauer<sup>35</sup>. Am Viktoriaufer sind die Unterbauten von zwei „Weichhäusern“ und drei Mauerabschnitten erhalten, jedoch nur etwa drei Meter hoch, innen durch Kelleranbauten von 1920 völlig maskiert und durch ein ahistorisches Rundtürmchen zusätzlich verfälscht. Hier ist kein Bild der ursprünglichen Form und Funktion der Stadtmauer mehr zu gewinnen, und dieser Bereich steht auch nicht zur Disposition. Der Turm bzw. das „Weichhaus“ am Hohen Steinweg ist demgegenüber mit über zwei Dritteln seiner Bausubstanz erhalten und in seiner architektonischen Konzeption geklärt. Es ist ohne weiteres möglich, ihn in zurückhaltenden, nicht historisierenden Formen zu ergänzen (Wehrplatte mit Zinnen, Zwischenböden) und damit seine alte Funktion ohne weitere Erklärungen wieder sichtbar zu machen. Zusätzliche Erläuterungen, z. B. in Form von eingemauerten Terrakottaplatten, könnten sich auf knappe Ergänzungen zur Stadtmauer insgesamt und den historischen Hintergrund ihrer Entstehung und Funktion beschränken. Bei der baulich und landschaftlich reizvollen Umgebung des Turmes und Stadtmauerabschnittes wäre



auch zweifellos ein beträchtlicher Anreiz zur Besteigung gegeben, die das Erleben des Bauwerks und damit die Reflexion über seine Bedeutung intensivieren würde. Da der Turm in einer bewohnten und tagsüber durch Fußwegverbindungen Altstadt-Neustadt, durch Trödelmarkt und andere Aktivitäten belebten Gegend steht, braucht auch nicht mit Verwahrlosung und Zerstörung gerechnet zu werden. Der beträchtliche Erholungswert einer kleinen Grünfläche zwischen Stadtmauer und „Mühlgraben“ würde die Nutzung dieses Bereichs noch intensivieren. Der Verzicht auf eine frei nachempfundene, bis auf den letzten Nagel unechte Bebauung des 19. Jahrhunderts kann demgegenüber verschmerzt werden. An anderer Stelle der Altstadt sind noch einige Wohnhäuser des 18./19. Jahrhunderts erhalten, deren originale Substanz unbedingt des Schutzes bedarf und die z. Z. schon wissenschaftlich untersucht werden<sup>36</sup>. Für diese Untersuchungen, die sich erst im Anfangsstadium befinden, und eine spätere angemessene Nutzung der Häuser ist der gezielte Einsatz vorhandener Mittel sinnvoll und nötig, nicht für die Herstellung falscher Kulissen am „Hohen Steinweg“.

Auch für Wohnungsbau gibt es in der gesamten Altstadt nach Kriegszerstörung und z.T. sehr bedauerlichen Abrissen der letzten Jahre erhebliche Flächen (der Neubauanteil wird in der Altstadt nach Abschluß der Sanierung 90 % betragen!). Hier können unter erheblich ökonomischerem Einsatz der Mittel und in unserer Zeit angemessenen Formen zahlreiche neue Wohnungen errichtet werden, die für Umsetzmieter aus dem Kolk keinen allzu radikalen Bruch mit ihrer gewohnten Umgebung darstellen würden (Durchmesser der Altstadt maximal 700 m = ein Fußweg von 10 Minuten).

Es ist unter diesen Umständen kein wirklicher Hinderungsgrund für eine zurückhaltende, nicht historisierende Rekonstruktion und Freistellung des Turms am Hohen Steinweg und der anschließenden Stadtmauer zu erkennen, und man darf daher hoffen, daß diese wichtige Chance zur Förderung des Geschichtsbewußtseins in Spandau und zur Schaffung eines neuen Anziehungspunktes mit erheblichen Erholungswerten nicht verpaßt wird – insbesondere in einer Zeit, wo die 750-Jahr-Feier Spandaus bevorsteht und die Geschichte der Stadt ohnehin und höchst offiziell in den Mittelpunkt des öffentlichen Interesses gerückt ist.

Anschrift des Verfassers: Thomas Biller, Rubensstraße 102, 1000 Berlin 41.

Leider erst nach Redaktionsschluß erfahren wir zu unserer Freude, daß nicht nur die Freihaltung und ergänzende Restaurierung des Turms und der Stadtmauer am Hohen Steinweg auf politischer Ebene beschlossen wurde, sondern auch ergänzende Gestaltungsmaßnahmen, die die geschichtliche Entwicklung des direkten städtebaulichen Umfeldes stärker verdeutlichen werden. Es ist jetzt nur noch zu hoffen, daß die Rekonstruktion des Turms unter Verzicht auf historisierende Formen die Abgrenzung von originaler Substanz und zurückhaltender Ergänzung deutlich machen wird.

Th. Biller

<sup>1</sup> Christopher Lasch, *Das Zeitalter des Narzißmus*, München 1980, S. 21.

<sup>2</sup> *Stadterneuerung Untersuchungsbereich Spandau Altstadt*, Information über d. Ergebnis d. vorbereitenden Untersuchungen, hrsg. v. Senator f. Bau- und Wohnungswesen u. v. Bezirksamt Spandau von Berlin, Berlin Mai 1976, S. 5: „Die Spandauer Altstadt und die Zitadelle sind als zwei sehr bedeutende kulturhistorische Stätten zu erhalten. Zu bewahren sind typische und wertvolle Gebäude, das charakteristische Straßennetz und die kleinteilige Gliederung.“

Bericht über die Ergebnisse der vorbereitenden Untersuchungen gem. § 4 Städtebauförderungsgesetz, Untersuchungsbereich Spandau Altstadt, Anlage z. Vorlage an d. Abgeordnetenhaus von Berlin über d. 3. VO über d. förmliche Festlegung von Sanierungsgebieten, hrsg. v. Senator f. Bau- und Wohnungswesen, Berlin o. J. (1978), S. 4, nennt als die drei Hauptziele der Sanierung: „Altstadt Spandau als kulturhistorische Stätte“, als „Zentrum des Bezirks“ und als „Ort städtischen Wohnens“.

- <sup>3</sup> Vgl. „Der Tagesspiegel“ v. 3. 7. 1981, S. 12: Schreiben von Prof. Engel v. 26. 6. an den Bezirksbaudstadtrat.
- <sup>4</sup> Die Baudaten nach den Akten im Stadtarchiv Spandau (Ludewig Nachlaß, IX C 8, im wesentlichen nach den im Zweiten Weltkrieg verbrannten Akten des Bauaufsichtsamtes Spandau): Errichtung des Schleusenmeisterhauses an der Nordseite des Turms 1846 (an gleicher Stelle stand spätestens seit dem frühen 18. Jahrhundert das Ratsfischerhaus, ein erheblich kleinerer Fachwerkbau, dessen Dachanschlag am Turm bis heute sichtbar bleibt – es war nicht das Fischerhaus, sondern das mehrfach umgebauete Schleusenmeisterhaus, das bis zum Abriß im laufenden Jahr erhalten war!), Seitengebäude an der Mauer 1867, das noch bestehende Spritzenhaus, das die Situation im Westen schließt 1880. Die Tür durch den barocken Stadtmauerteil entstand 1875. Nach 1856, aber sicher vor 1896, wurde der bis dahin mit Ausnahme der Zinnen voll erhaltene Turm auf das heutige Maß gekappt und das Fenster durchgebrochen. 1908 wurde die gesamte Baugruppe von der Stadt gekauft und für die Feuerwehr umgenutzt.
- <sup>5</sup> Vgl. „Volksblatt Berlin“ v. 21. 6. 1981, S. 23; 27. 6. 1981, S. 23; 5. 7. 1981, S. 23; und 1. 9. 1981, S. 19.
- <sup>6</sup> Zur Industrialisierung und den resultierenden städtebaulichen Veränderungen in Spandau liegen erst ansatzweise Untersuchungen vor. Vgl. Neuse, Spandau – ein märkisches Stadtbild, Spandau 1913; O. Büsch, Festungsstadt und Industrie, zur Geschichte von Spandau und Siemensstadt im Zeitalter der Industrialisierung, in: *Jahrb. f. d. Gesch. Mittel- u. Ostdeutschlands*, 20, 1971, 161–182; und Baumgärtel, Biller usw., Zur baulich-räumlichen Entwicklung von Spandau, in: *Wettbewerb Oranienburger Tor*, IBA Berlin 1980, 32–43.
- <sup>7</sup> Für die Mark Brandenburg wichtig: M. Zeiller, *Topographia Electoratus Brandenburgici . . .*, Frankfurt 1652 (Faks.-Ausg. Kassel 1965) (= M. Merian, *Topographia Germaniae*).
- <sup>8</sup> Die grundlegenden Arbeiten zur Entstehung und Entwicklung der mittelalterlichen Stadt lassen den mitteldeutschen Raum etwas zu stark am Rande (H. Planitz, *Die deutsche Stadt im Mittelalter*, Graz/Köln 1975; E. Ennen, *Die europäische Stadt des Mittelalters*, Göttingen 1972). Für den mitteleuropäischen Raum zwar inzwischen in vielen Einzelheiten korrigierbar, aber noch immer grundlegend E. J. Siedler, *Märkischer Städtebau im Mittelalter*, Berlin 1914, sowie insbesondere die wichtigen Arbeiten von W. Schich, *Die slawische Burgstadt und die frühe Ausbreitung des Magdeburger Rechts ostwärts der mittleren Elbe*, in: *Studien zur Geschichte des sächsisch-magdeburgischen Rechts in Deutschland und Polen*, Frankfurt a. M. usw., 1980, 22–61 (*Rechtshistorische Reihe*, Bd. 10), und ders. *Stadtwerdung im Raum zwischen Elbe und Oder im Übergang von der slawischen zur deutschen Periode*, in: *Germania Slavica*, 1, Berlin 1980, 191–238 (*Berliner historische Studien*, Bd. 1).
- <sup>9</sup> Ph. Dollinger, *Strasbourg du passé au présent*, Strasbourg 1972, 18.
- <sup>10</sup> J. Schultze, *Die Mark Brandenburg*, 3, Berlin 1963, 54 ff.
- <sup>11</sup> Vgl. die zahlreichen Stadtpläne bei Siedler (Anm. 8).
- <sup>12</sup> Vgl. zu den Bürgerhäusern des Mittelalters und der Renaissance in der Mark demnächst Th. Biller, *Mittelalterliches „Bürgerhaus“ = „Stadthaus“?*, in: *Katalog der „Stadthaus“-Ausstellung der Internationalen Bauausstellung (IBA) (in Vorbereitung)*.
- <sup>13</sup> Grundlegend: H. Trost, *Norddeutsche Stadttore zwischen Elbe und Oder*, Berlin 1959 (*Dt. Akad. d. Wiss. zu Bln, Schriften z. Kunstgeschichte*, H. 5).
- <sup>14</sup> Vgl. Anm. 13, 104 ff.
- <sup>15</sup> Ph. Contamine, *Les fortifications urbaines en France à la fin du Moyen age: aspects financiers et économiques*, in: *Revue historique*, Jg. 102, Bd. 260, 1978, 23–47.
- <sup>16</sup> Th. Biller, *Die Entstehung der Stadt Spandau im hohen Mittelalter*, Berlin 1980, m. Lit.
- <sup>17</sup> Bisher nur knapp veröffentlicht: A. v. Müller, *Zur Entwicklung der Stadt Spandau im frühen und hohen Mittelalter*, in: *Grundfragen d. geschichtl. Beziehungen zw. Deutschen, Polaben und Polen*, Berlin 1976 (*Einzelveröff. d. Hist. Kommission zu Berlin*, Bd. 18 = *Publikationen z. Gesch. d. dt.-polnischen Beziehungen*, Bd. 1), 107–108, ferner ders., *Wo lag Alt-Spandau?*, Spandau (1975), 27, und ders., *Edelmann . . . Bürger, Bauer, Bettelmann – Berlin im Mittelalter*, Berlin 1979, 68–69.
- <sup>18</sup> Müller 1979 (Anm. 17), Abb. 20, S. 68–69.
- <sup>19</sup> Müller 1979 (Anm. 17), 83.
- <sup>20</sup> Freundliche Mitteilung R. Maczjiewski.
- <sup>21</sup> Vgl. dazu *Handbuch der historischen Stätten*, Bd. X: *Berlin und Brandenburg*, Stuttgart 1973, XXXVII.
- <sup>22</sup> Die Daten nach D. F. Schulze, *Zur Beschreibung und Geschichte von Spandow*, Bd. 2, Spandau 1913, unter den jeweiligen Jahren. 1329: *Codex diplomaticus Brandenburgensis*, A, XI, 31.

- <sup>23</sup> Im Geheimen Staatsarchiv, Dahlem (St.-Nr. Spandau, Nr. 21).
- <sup>24</sup> In der Plansammlung der TU Berlin.
- <sup>25</sup> R. Bergau, Inventar der Bau- und Kunstdenkmäler in der Provinz Brandenburg, Berlin 1885, 724 f.
- <sup>26</sup> Schulze 1913 (Anm. 22), 174.
- <sup>27</sup> Schulze 1913 (Anm. 22), 194.
- <sup>28</sup> Abgebildet nur auf einem um 1626 entstandenen, unausgeführten Projekt für die Stadtbefestigung (Kriegsarchiv Stockholm, „Tysk land, Spandau Nr. 2“; Hist. Plansamml. im Vermessungsamt Spandau, Nr. 45).
- <sup>29</sup> Schulze 1913 (Anm. 22), 348.
- <sup>30</sup> Zur Entwicklung der Artillerie und ihre Folgen für den Festungsbau vgl. V. Schmidtchen, Bombarden, Befestigungen, Büchsenmeister, Von den ersten Mauerbrechern des Mittelalters zur Belagerungsartillerie der Renaissance, Düsseldorf 1977.
- <sup>31</sup> Schulze 1913 (Anm. 22), 244.
- <sup>32</sup> Schulze 1913 (Anm. 22), 473.
- <sup>33</sup> Als „Der Berg“ ist sie erwähnt bei Schulze 1913 (Anm. 22), 281 (1691), und auf einem umgezeichneten Plan des Zustandes 1790 bei Neuse 1913, 9 (Anm. 6), als „Mühlengasse“ erscheint sie auf dem Plan „Intra Moenia“. Der Name „Hoher Steinweg“ muß daher als Bildung des 18. oder 19. Jahrhunderts gelten, analog zur gleichnamigen Straße in der Berliner Altstadt.
- <sup>34</sup> Bei O. Kuntzemüller, Urkundliche Geschichte der Stadt und Festung Spandau, 1. Bd., Spandau 1928, S. 60, kann man, offenbar unverändert aus der 1. Aufl. von 1881 übernommen, lesen: „Die alte Stadtbefestigung . . . wird hoffentlich mitsamt der Stadtmauer in Bälde fallen.“ Die Zeichnungen bei Bergau 1885 (Anm. 25) zeigen die Abbrucharbeiten.
- <sup>35</sup> Weitere Reste konnten theoretisch in der Bausubstanz des „Hauses Möllentordamm I (Hinterhaus) sowie im Keller des „Heinemannhauses“, Behnitz 5, erwartet werden. Die Überprüfung ergab, daß in beiden Fällen keine Reste vorhanden sind.
- <sup>36</sup> Im Auftrage des Landeskonservators finden Untersuchungen der Häuser Fischerstraße 17, Breite Straße 9 u. 10, Carl-Schurz-Straße 14 u. 16 sowie der nördlichen Bebauung der Marktstraße z. Z. statt. Ingesamt sollen vom Senator für Bau- und Wohnungswesen Gelder für Untersuchungen von 40 Häusern in der Altstadt bereitgestellt werden.